

Oktober 1959. Fünf Männer, ein gescheiterter Geschäftsmann, ein

Gelegenheitsarbeiter, Handelsvertreter die anderen, gestrandete Existenzen allesamt, sind unterwegs auf der B 3, von Gießen nach Frankfurt, auf der Flucht vor ihren Geldsorgen und Erinnerungen, unterwegs ins Paradies der weißen Ferraris und der heiligen Nutten, gleich hinter dem Bahnhof, wo sich die Zeit im Alkohol ertränken läßt, die „naßkalte lausige Gegenwart“ und die Zukunft, die es nicht mehr gibt. Auch Kurzecks frühere Romane waren Suchbewegungen in die fünfziger und sechziger Jahre, in jene oberhessische Landschaft, in der er, 1943 in Böhmen geboren, aufwuchs.

Und weil die Erinnerung immer wieder von musealer Erstarrung bedroht ist, schreibt er in einer atemberaubend präzisen Sprache, in Sätzen, die plötzlich abbrechen, sich zu überstürzen scheinen: bis die Vergangenheit, mit all ihren unerlösten Vertretern, den sehnsüchtigen Frauen und den Greisen mit der Schubkarre, an die Gegenwart heranrückt.

LUDWIG FELS

Der  
Himmel  
war eine  
große  
Gegenwart  
Ein Abschied

Piper

## Traum von der ewigen Mutter

Ludwig Fels: „Der Himmel war eine große Gegenwart“. Piper Verlag, München; 100 Seiten; 24 Mark.

**A**ls der Sohn von der Krankheit der Mutter erfährt, geht er auf die Straße und holt die Mülltonne her-



Fels

ein. Es gibt keine Hoffnung mehr; die Ärzte, hat der Bruder ihm am Telefon gesagt, haben festgestellt, daß die Bauchhöhle schon ganz verkrebt ist. Der Sohn rettet sich ins Schreiben, beginnt, schreibend, noch vor ihrem Tod von der Mutter Abschied zu nehmen: als ob er sie „unter Worten begrabe“, noch während sie lebt. Wie soll man damit fertig werden, daß jemand stirbt, der nie ein Leben hatte? Er hätte gern eine andere Mutter gehabt, aber „wenn du tot bist, bin ich nirgends mehr daheim“.

Schreiben als Akt des Widerstands, Auflehnung gegen ein Leben, das nur ein langsames Sterben ist – das war immer Ludwig Fels' Thema, seine Poetik, in „Ein Umding der Liebe“ und „Rosen aus Afrika“. In „Der Himmel war eine große Gegenwart“ aber ist der Tod kein Symbol mehr, keine grausame Metapher, Literatur wird, vor der Realität des Sterbens, zur Ausrede, nachgetragenen Empfindung, „Gehirndreck“. Statt die Sterbende zu besuchen, gar zu pflegen, träumt der Sohn ihr hinterher, rekonstruiert ihr hartes Leben, phantasiert ihr ein besseres und schreibt nur über seine eigenen Gefühle. Zugleich ist dies die einzige Möglichkeit der Annäherung, die einzige auch, die Widersprüche auszuhalten, die Empörung über die Anspruchslosigkeit der Frau, die niemals aufbegehrt, den Kinderwunsch nach einer „ewigen Mutter“ und die ganze Wut

über die falsche Gerechtigkeit des Todes.

Ludwig Fels' „Abschied“ – so im Untertitel – ist auch ein widersprüchliches Buch, sprachmächtig gerade in jenen Passagen, in denen der Autor über seinen Sprachzweifel schreibt, kalt und voller Lyrismen, obszön und anrührend. Einmal beschreibt er einen Besuch der Mutter, die trunke Schamlosigkeit einer doch nicht unwürdigen Greisin. Das ist auch ein Abschied des Autors

vom expressionistischen Gestus früherer Werke. Ein schamloses Buch und ein beeindruckendes: Es läßt einen ungetröstet.



ULRICH WOELK  
FREIGANG  
ROMAN

COLLECTION  
SPOGIER

## Don Quijote mit Computer

Ulrich Woelk: „Freigang“. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; 240 Seiten; 20 Mark.

**V**ermutlich ist der Physiker Frank Zweig ein Mörder, er hat, behauptet er, seinen Vater umgebracht: „Die Idee kam im Suff. (Ich schwöre es.)“ Aber im Krankenhaus, in der psychiatrischen Abteilung, gönnt man ihm kein ordentliches Verfahren; die Krankenschwester Leonie und der Arzt Dr. Früger ignorieren sein Geständnis einfach. Darum beginnt er seine Geschichte aufzuschreiben, „eine Geschichte wie ein Naturgesetz“, keine „Biographie aus psychotherapeutischer Massenproduktion“, keine „Geschichte von der Stange“.

Nichts anderes ist Zweigs Geschichte, die gewöhnliche Geschichte einer unglückli-

chen Liebe. Aber weil weder der Held noch sein Autor Ulrich Woelk etwas vom therapeutischen Wühlen im Ich halten, liest sich dieses erstaunliche Erzähldebüt fast wie eine Parodie auf die konfektionierten Nöte geläufiger Introspektionsprosa. So klug und so komisch zugleich unterhalten neuere deutsche Prosautoren ihre Leser selten.

Frank Zweig leidet vor allem an seiner Normalität und daran, daß er aus der Physik gewohnt ist, eine Gleichung mühelos in eine andere zu überführen. Einer wie Zweig könnte sich einen Mord ausdenken, aus heimlicher Furcht vor der Banalität. Der Kampf zwischen Arzt und Patient, Psychologen und Physiker wird zum subtilen Spiel um die Grenzen der Erkenntnis.

Dabei scheint der 30jährige Autor, der wie sein Protagonist in Tübingen studiert hat und inzwischen als Astrophytiker in Berlin lebt, seinen computergeschulten Don Quijote den



Woelk

Streit gegen die Freudschen Windmühlen wenigstens auf dem Feld der Sprache gewinnen zu lassen: mit bestechenden Kausalketten, treffsicheren Kurzformeln. Doch widerlegt Woelk seinen Helden in Wahrheit gerade durch die Genauigkeit des Erzählens. Sie wird am Ende zu Zweigs wichtigstem Therapeutikum. Nur einen Kuß hätte er der Schwester Leonie gern noch gegeben.